Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 49. | Bromberg, den 9. März | 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

(10. Fortsetzung.) —

Achtes Kapitel.

Es war Samstag nachmittag. Lukas Hochstraßer hielt eine Depesche seines Sohnes Martin in Händen, daß er am Abend kommen werde. Lukas hatte gelesen und stand und sann. Vieles gab ihm zu denken. Mehr hatte er zu denken als in den Tagen, da noch alle Arbeit und alle Sorge um Haushalt und Wirtschaft auf ihm gelastet hatten. Martin, der Leutnant, kam nicht wegen der Seinen heim! Das Mädchen zog ihn, Brigitte Fries! Jeden Sonntag war er inzwischen dagewesen! Lukas Hochstraßer legte die Depesche vor sich hin auf den Tisch, las sie noch einmal, darübergebeugt, die Fäuste auf den Tisch gestützt. Ein Unbehagen war an ihm. Sie machten ihm Gedanken, die Söhne! Da war Julian! Den hatten sie unten in St. Felix in den Stadtrat gewählt. Die Arbeiter hatten ihn hineingedrückt. Jetzt stand sein Name alle Augenblicke in den Zeitungen. Da hatte er gesprochen, das und das hatte er gesagt. Und er sprang in seinen Reden nicht glimpflich mit der Regierung um, deren Brot er aß! Lukas liebte das Sichvordrängen nicht; er selbst war ein Stiller gewesen, um alle Amtsehren war er in weitem Umweg herumgegangen, und seiner bäuerlich ehrenfesten Zufriedenheit behagte die laute Begehrlichkeit der Arbeiter nicht, zu deren Sprecher der Sohn sich machte. Und da war David! Der junge Mensch kam in die Jahre, da der Arbeitstrieb in ihm sich hätte kräftigen sollen, aber er war noch immer kein Arbeiter, tat wohl, was knappe Pflicht war, aber nichts darüber und nichts mit Freude und hatte seine Gedanken sichtlich woanders, weiß Gott wo. Er war zerfahren und sonderbar, als ob heimlich etwas an ihm zehre, und wenn man fragte, hatte er doch nur die Antwort, es fehle ihm nichts. Christian war der einzige, der gerade und rastlos einem Ziele entgegenstrebte. Aber auch der — war das ein Ziel und ein Weg, wie Christian und seine Frau sie hatten? Und Martin! Das war sicher, daß die Liebe für dies Mädchen, die Brigitte, wie Feuer in ihm war! Aber weil sie so loderte, wie von allen Winden gefacht, war es — war es das Rechte? Zu wenig Stille war in dem Menschen, zu wenig Geduld und — Lukas preßte die Hand zur Faust, als müßte er den Sohn packen und rütteln — zu wenig Ausdauer!

Lukas empfand, wie wenig Macht einem Menschen gegeben war. Da stellte man Kinder in die Welt und erzog sie zur Arbeit und Rechtlichkeit, und das eigne Blut, das sie in sich hatten, wandelte sich mit den Jahren, und man konnte es nicht hindern! Und das wuchs auf neben einem, Bäume vom eignen Stamm gepfropft und doch fremde Bäume, die ihren eignen Schatten hatten! Der Bauer richtete sich auf, immer noch die Finger zu Fäusten gekrümmt, und reckte sich. Er war wie in Fesseln, als sollte er helfen, und konnte nicht. Da sah er durch das Fen[illegible] David mit einem Gespann widerspenstiger Ochsen sich mühen. Die schweren Tiere, durch langes Stehen störrisch geworden, wollten nicht anziehen, und die Kraft Davids, dem der alte Longinus vergeblich beisprang, unterlag einmal nach dem andern der plumpen Stärke der Tiere. Lukas zog die Stirn in Falten. Es sagte ihm zu, eine schwere Arbeit zu haben. Rasch ging er hinab. Am beladenen Wagen standen David und der Knecht, schweißbedeckt ersterer und vor Erregung zitternd, letzterer dumpf, die Hände in den Taschen. „Bah, sie wollen nicht," sagte der Knecht.

Lukas Hochstraßer kam mit großen Schritten gegangen. Er hatte die Joppe abgelegt, die Weste hing offen. Im Gehen streifte er die Hemdärmel auf, an den braunen Armen spannten sich die Muskeln. „Du mußt anders anpacken, Bub," sagte er zu David und nahm ihm die schwere Peitsche aus der Hand. Dann faßte er die Stricke, die an den Hörnern beider Tiere befestigt waren, und schwang die Peitsche einmal über ihrem Rücken. Es war ein Bild, wie er, ein Bein vorgestemmt, den Oberkörper zurückgebogen und den Kopf aufgeworfen, daß der Wind ihm den Bart zur Seite wehte, vor den Ochsen stand und seine Kraft sichtbar die ihre überwand. Er zog die Stricke mit der linken Hand fest, langsam wie zwei von der Setlle weichende Blöcke setzten sich die Ochsen in Bewegung. Da warf er David die Stricke zu und gab ihm die Peitsche zurück. Das Gespann entfernte sich. Er aber suchte sich neues Werk; es litt ihn nicht, daß er ins Haus zurückging.

Am Abend kam Martin, der Leutnant. Er war geschniegelt wie einer der Stadtoffizierchen, die Sonntags wie neu aus der Schachtel gepackt einherkommen. Gut sah er aus, auch sein Wesen schien sich in der letzten Zeit noch mehr abgeschliffen zu haben. Er wußte sich umzutun, als ob er zeitlebens das St. Felixer Pflaster getreten hätte. Sein Gesicht war bleich wie immer, die düsteren Striche unter den Augen hoben den Glanz der letzteren; die Uniform saß ihm knapp am wohlgebauten Körper. Seine Schwester Rosa streifte ihn mit ihren Blicken, und sie, die Wortkarge, meinte zu David: „Das kann ihm keiner abstreiten, daß er ein schöner Mensch ist, der Martin."

Er war wegen eines Wettrennens gekommen, das morgen in St. Felix gelaufen wurde. Er wollte den Kapitän Fries und seine Tochter einladen, mit ihm zusammen sich das Rennen anzusehen.

„Es soll also Ernst werden," sagte Christian trocken, der mit am Hause stand, als sie Martin empfingen. Aber Martin war von einer inneren Unruhe und Unsicherheit erfüllt und nahm das Wort übel auf.

„Es ist noch lange nicht an dem," sagte er barsch. „Kümmere dich um das, was dich angeht!" Bald darauf machte er sich auf den Weg zum Kapitän. Das Wetter war schlecht. Er hatte seinen Radmantel übergenommen und schritt durch Wind und heftig stürzenden Regen dem Hause Gotthold Friesens zu. Die Fenster der Wohnstube standen weit offen, und der Kapitän saß mit Brigitten dort, jener die Zeitung in Händen, diese mit einer Handarbeit beschäftigt. Sie hießen Martin sich zu ihnen setzen, und er ließ sich Brigitten gegenüber nieder. Es war fast dunkel, aber sie machten kein Licht. „Wir sitzen gerne in der Dämmerung," sagte Fries.

Der Regen goß herab, daß er in Bächen über die Straße lief, und rauschte in den Bäumen und Büschen vor dem Hause. Im Winde schwoll und sank das Rauschen. Die Unruhe draußen machte die kleine Stube doppelt traulich, und sie ließen ihre Stille auf sich wirken und saßen, ohne viel zu reden, behaglich beieinander. Über ihre Fahrt am folgenden Tag waren sie bald einig. Brigitte blickte den Vater fragend an, als Martin davon sprach, und Fries schaute lächelnd auf Brigitte; keines wollte zuerst reden. Endlich sagte der Alte: „Eigentlich sähe ich so etwas ganz gern einmal."

Das Mädchen nickte dazu. Dann rückten sie mit behaglichem Hinundherreden weiter, bis Martin seine Zusage hatte. Dieser bereitete sie mit einem Wort hier und einem

Wort dort darauf vor, wie der morgige Tag sich für sie abwickeln sollte. Er sprach dabei zumeist zu Brigitte, deren junges Gesicht von Vorfreude hell war. Sie saßen einander zugeneigt, hatten jedes eine Hand aufs Gesimse gelegt, manchmal vergaßen sie eine ganze Weile das Reden, lauschten nur auf die Unruhe des Wetters, und es war, als fänden beide in der Gemeinsamkeit dieses Hinauslauschens eine stille und unwillkürliche Befriedigung. Gotthold Fries saß mehr im Hintergrunde. Es entging ihm nicht, wie die Jungen ihn allgemach und ohne es zu wissen, vergaßen. Sein scharfer Blick ging über seine Zeitung hinaus und ruhte auf ihnen, und seine Gedanken waren emsig. Er empfand den wohltätigen Frieden seiner Stube, und da Martin mit in diesem Frieden saß und ihn nicht störte, dehnte sich die Freude des Alten, die er an der Behaglichkeit seines Hauses hatte, unwillkürlich auf den Gast aus. Martin hatte auch an diesem Abend eine Ruhe und einen Ernst an sich, die ihm zum Vorteil gereichten. Fries wälzte den Gedanken in sich, daß schon mancher, der in seiner Jugend sich ausgetobt hatte, ein ernsthafter und braver Ehemann geworden, und meinte an diesem Abend an Martin Hochstraßer etwas zu finden, was ihm jene Eigenschaften versprach. So vergingen die Stunden den dreien in einer großen und freundlichen Zufriedenheit.

Am andern Morgen war der Himmel wieder hell. Es hatte die ganze Nacht geregnet. Nun lag es wie der Tau eines Frühlingsmorgens über dem schon im Spätsommer stehenden Land. Einzelne weiße Wolken standen noch im Westen, aber ein frischer Nordwind stemmte sich ihnen entgegen und hielt sie an den Hügeln, hinter denen sie heraufquollen, fest. Martin Hochstraßer stand mit Brigitte und ihrem Vater auf dem Verdeck des Dampfers, dessen Kiel St. Felix zu gerichtet war. Ein wundervoller Glanz lag über den hügeligen Ufern und über dem See, und das Schiff erhob sich aus dem Wasser in dieses reiche Licht, so daß sein schlanker Bau in jeder Planke erkennbar war. Der Wind strich über das Verdeck, das Segeltuch des Schutzdaches, das er auf und nieder wehte, klatschte, und die blauweiße Fahne am Hinterteil flatterte. Brigitte mußte ihren Hut festhalten, damit der frische Luftzug ihn ihr nicht vom Kopfe riß. Wie sie aber so, den einen schlanken Arm zum Hut erhoben, in ihrem weißwollenen schlichten Kleide dastand, war auch an ihr etwas Morgendliches. Sie reichte dem neben ihr stehenden Martin nur bis zur Schulter, das Handgelenk, das zwischen Ärmel und Handschuh frei wurde, war fein und zierlich, ihr Gesicht hatte die Farbe zarten Bluts, hatte nichts Krankhaftes und doch eine seltsame Reinheit an sich, und ihre Augen leuchteten bei jedem Worte, das sie sprach. Sie konnte sich aber nicht genugtun damit, immer wieder zu sagen, wie schön dieser Morgen sei und wie herrlich die Fahrt werden müsse. Martins Blick hing an ihr, an jeder Bewegung, in ihrem Gesicht und ihrem reichen Haar, das sie in Zöpfen um den Kopf gelegt trug, er selbst war herausgeputzt wie am Tage vorher, schlank und doch stark; er war, wie seine Schwester Rosa gesagt hatte: Keiner konnte ihm abstreiten, daß er ein schöner Mensch war! Er war in einer frohen Erregung, die ihn gesprächig machte und ihn zu einer unaufdringlichen und wohltuenden Zuvorkommenheit gegen Brigitte und ihren Vater trieb. Der letztere trat bald an das Geländer des Schiffes und verfolgte die Arbeit der Schiffsmannschaft. Der Seemann in ihm war wach geworden. In Haltung und Blick war er der umsichtige und scharfäugige Kapitän, kam mit dem Schiffsführer und mit dem und jenem Matrosen ins Gespräch und war der zwei jungen Leute nicht groß acht. Das Schiff fuhr hin, immer dem frischen Wind entgegen. Die Radschaufeln klapperten; aus der goldenen Ferne tauchend, trat nach einer Weile die Stadt vor ihre Blicke. Sie hielten sich, als sie St. Felix erreicht hatten, da nicht lange auf, sondern nahmen eine Droschke und fuhren nach dem Felde, wo das Rennen stattfinden sollte. Eine endlose Menge von Fußgängern und Wagen strebte dem gleichen Ziele zu, und sie kamen zuletzt nur langsam vorwärts, zürnten aber auch das nicht; denn es gab unendlich viele Gesichter und Gestalten und Begebenheiten bald ernster bald drolliger Art zu betrachten. Brigitte aber empfand einen kleinen und heimlichen Stolz, daß sie an der Seite des schmucken Offiziers sich zeigen durfte. Martin hatte viele Bekannte, grüßte und wurde wieder gegrüßt, und viele Blicke folgten ihnen. Auf dem Rennfelde war eine große Zahl von Offizieren anwesend, und Martin wurde bald von diesem, bald von jenem in kurzem Gespräch festgehalten. Zwei höhere Offiziere, die ihn ansprachen, betrachteten den vor ihnen Stehenden mit sichtlichem Wohlgefallen und redeten ungewohnt lange und in einem warmen Tone mit ihm, so daß seine Beliebtheit nicht besser hätte zutage treten mögen. Der Kapitän bemerkte es, und seine Freude an Martin wuchs. Sie saßen dann mehrere Stunden, ohne müde zu werden, auf ihren Plätzen und sahen dem Schauspiel, dessenthalb sie gekommen waren, zu. Es störte ihnen nichts das freundliche Glück dieses Tages. Auf einem Umwege führte Martin seine Gäste nachher zum See zurück und ließ es sich nicht nehmen, sie bis nach Herrlibach zu begleiten. Der Abend war schön und klar wie der Tag gewesen, es wurde kühl, aber Gotthold Fries war noch wetterhart wie nur einer und lachte Brigitte aus, die sich mit Martin hinter die Schutzwand des Verdecks gesetzt hatte. Sie war aber schweigsam geworden, vielleicht ein wenig müde vom Gewühl der Stadt, dem sie entronnen waren, vielleicht in Gedanken noch einmal den und jenen kleinen Triumph nachlebend, den ihr der Tag gebracht hatte. Fries ließ die zwei Jungen bald wieder allein. In Brigittens Augen stand ein sinnender Ausdruck, und sie lauschte wohl auf das, was Martin, nahe zu ihr gebeugt, mit leiserer und bewegterer Stimme als sonst sprach, redete selbst aber wenig. Einmal stieg das Blut langsam in ihre Wangen ,bis es in reichem und heißem Rot ihr ganzes Gesicht bedeckte. Martin hatte ihre Hand genommen und hielt sie fest in der seinen. Bald sprach er in einer drängenden und ernsten Art zu ihr, tat leise Fragen, die er sonderbar tief aus sich herauszuholen schien, und redete von Dingen, die ihr noch keiner gesagt hatte: „Ich möchte Sie immer um mich haben, Brigitte," und „Es ist jetzt für mich niemand mehr als Sie". Sie sah ihn nicht an, aber sie hatte sein Bild doch vor ihren Augen, wie er mit ihr durch die Menge gefahren war, grüßend und wieder gegrüßt, einer, der sichtbarlich viele Freunde hatte. Das Herz schlug ihr, sie konnte die Hand nicht aus der seinen lösen, weil sie wußte, daß es ihm unlieb wäre, und weil sie in diesem Augenblick nichts ihm Unliebes hätte tun mögen. Es war aber nicht, daß sie sich über eine Neigung zu ihm klar gewesen wäre, in ihrem Kopfe arbeitete es, sie hätte die Hand an die Stirn legen mögen, hinter der es wirr war, und sie empfand etwas wie Angst. Da trat Fries wieder zu ihnen. Sie näherten sich Herrlibach. Martin war aufgestanden, seine Augen glänzten vor Ungeduld und Erregung und seine Stirn war heiß. Dann traf Brigittens Blick den seinen und war von einer so großen Lauterkeit und Unschuld, daß er wie vor sich selber erschrak. Er zwang sich darauf zur Ruhe und fand das bescheiden-freundliche Wesen wieder, das er tagsüber gehabt hatte. Fries rühmte den schönen Tag, den er ihnen geschaffen, dankte in einer herzlichen und warmen Weise, und Brigitte stimmte in seinen Dank mit einer raschen Freude ein. Als dann das Schiff nach dem Landungssteg von Herrlibach hinlenkte, traten sie alle drei mehr gegen das Geländer vor und unterschieden bald die Gestalten der wenigen Menschen, die auf dem Steg die Ankunft des Schiffes erwarteten.

„Der Vater," sagte Martin, und sie sahen in der Nähe des Postgasthauses Lukas Hochstraßer im Gespräch mit dem Wirte stehen. Er blickte nach dem Schiffe herüber und erkannte sie bald, denn er hob grüßend den schwarzen Hut. Er trug sein dunkles und sonntägliches Gewand, und wie er so in der Straße stand, unfern der Schar der auf dem Stege Harrenden und doch von ihnen gesondert, fiel seine Gestalt vor allen andern auf. Die Erscheinung des Postwirts, der neben ihm stand und ein kurzgewachsener, gedrungener Mann war, half nur das Starke im Äußern Lukas Hochstraßers steigern. Als sie darauf ans Land stiegen, kam Lukas ihnen bis zum Steg entgegen, grüßte sie mit seinem dumpfen tönenden Lachen und reichte allen die Hand, dabei unwillkürlich und mit einer väterlichen Freude diejenige Brigittens lange in der seinen haltend, während er über die Vorkommnisse des Tages mit ihnen sprach und Martin neckte, daß er, der mit dem nächsten Schiffe zurückfahren mußte, noch sich nach Herrlibach herauf verirrt habe. Sie machten sich dann gemeinsam auf den Heimweg, schritten langsam und in einer eifrigen Unterhaltung vom Steg hinweg. Lukas ging zwischen Fries und Brigitte, an deren andrer Seite Martin dahinschritt. Da geschah es nun, daß die Ruhe und die innere Klarheit, die Lukas in Wort und Wesen verriet, in Brigitte ein Gefühl von Friedlichkeit und Geborgenheit weckten, wie sie es nie vordem empfunden. Sie hatte mit jenem schon öfters flüchtig gesprochen, noch nie aber so wie jetzt ihn ernsthaft und länger reden hören, und während sie, vor dem Hause des Kapitäns angekommen, noch lange stehenblieben, ereignete es sich, daß die Persönlichkeit des Vaters bei dem Mädchen unwillkürlich für den Sohn warb, leise Zweifel überwand, die bisher in ihr gewesen waren, und daß Brigittens Herz in dieser Stunde für Martin zu schlagen begann, weil ihr war, daß von dem starken Vater etwas im Sohne leben müßte.

Als sie sich trennten — Lukas hatte die Einladung, noch ins Haus zu treten, abgelehnt —, wußte Martin Brigitte einen Augenblick für sich zu haben, während der Kapitän und sein Vater sich voneinander verabschiedeten. Er drückte des Mädchens Hand und zwang sie, ihn anzusehen, und obgleich der Blick, den sie willig in den seinen senkte, scheu und fast ängstlich war, glomm darin etwas Neues

auf, daß ihn, den Kundigen, mit einem Male siegesgewiß machte.

Lukas hieß Martin dann ein Stück Weges mitkommen, da ihm noch eine halbe Stunde Zeit bis zur Rückfahrt seines Schiffes blieb. Sie sprachen bald vom Tag, der hinter ihnen lag. Lukas rühmte Brigitte; es klang wie eine neue Mahnung, daß er, Martin, sich des Mädchens würdig zeigen möge. Dieser hörte sie nicht; er war zu sehr mit sich selber beschäftigt. „Ich werde an sie schreiben, an Brigitte und ihren Vater“, verriet er Lukas. In seinem Ton lag helle Siegessicherheit.

(Fortsetzung folgt.)

Zeppelin.

Gedenkblatt zu seinem 10. Todestage am 8. März.

Von Professor Dr. Eugen Wolbe.

Für den empfänglichen Menschen gestalten sich die entscheidenden Wendepunkte seiner Lebenspilgerfahrt zu Feierstunden der Seele, auch ohne daß ihnen die Religion eine besondere Weihe zu verleihen braucht. Je nach der Intensität unseres Gemütslebens verehren wir auch eindrucksvolle Ereignisse auf kulturellem und politischem Gebiete als unverlierbare Erlebnisse. Durchwebte nicht ein Glücksgefühl jeden, über dessen Haupt zum ersten Male ein Luftschiff surrend seine Bahnen zog? Wer einstmals unter atemloser Spannung in Berlin, Wien, Dresden oder Düsseldorf den majestätischen Vogel silbrig flimmernd im Sonnenschein daherrauschen sah, der vergißt nimmer, mit welcher Begeisterung damals von Mund zu Munde der stolze Name flog: Zeppelin!

Deutschland blickte zu einem Helden friedlicher Eroberung auf.

Die Zeppelins stammen aus Mecklenburg. Der Vater des genialen Erfinders war nach Schwaben ausgewandert und hatte sich hier mit einer französischen Baronesse vermählt. Am 8. Juli 1838 wurde dem jungen Paare der erste Sohn, Ferdinand, geboren. Auf dem Gute Girsberg bei Konstanz, das der Großvater den Eltern überließ, verlebte der Knabe eine sonnige Jugend. Privatlehrer bereiteten ihn für die Oberklasse der Stuttgarter Realschule vor, aus der er nach Jahresfrist auf das dortige Polytechnikum überging. Obwohl Ferdinand Offizier werden wollte und zu diesem Zwecke die Kriegsschule in Ludwigsburg bezog, ließ er sich nach seiner Beförderung zum Leutnant (1858) zum Besuche der Universität Tübingen zwecks Studiums der Staatswissenschaften, der Chemie und des Maschinenbaues beurlauben. Als Oberleutnant erhielt er einen abermaligen — einjährigen — Urlaub, um im Hauptquartier der Nordstaatenarmee am amerikanischen Bürgerkriege teilzunehmen (1863). Daß er hierbei zum ersten Male zwecks Beobachtung mit einem Fesselballon aufsteigen durfte, war für Zeppelin ein Erlebnis von entscheidender Bedeutung.

Nach seiner Rückkehr kämpfte er auf seiten Österreichs gegen — Preußen; 1870 zog er als Generalstabshauptmann in den deutsch-französischen Krieg. Der ebenso kühne wie erfolgreiche Erkundungsritt, den Zeppelin von Hagenbach nach Wörth unternahm und durch den er den deutschen Heeren einen schnellen, treffsicheren Vorstoß gegen Mac Mahon ermöglichte, machte seinen Namen gleich in den ersten Wochen des Krieges berühmt. Nach dem Feldzug stieg Zeppelin auf der Stufenleiter militärischer Ehren vom Rittmeister zum General empor, schied aber im Herbst 1891 aus dem Militärdienste aus, um fortan seine Kräfte für die Herstellung eines lenkbaren Luftschiffes mit starrem System, d. h. innen und außen versteift, einzusetzen. Eingebettet in ein glückliches Familienleben, schlug Graf Zeppelin mit Frau und Tochter seinen Wohnsitz in Stuttgart auf.

Bereits 1873 hatte der Graf ein in Zellen (zur Aufnahme von Innenballons) geteiltes Luftschiff gezeichnet, aber erst 1892 gewann sein Plan greifbare Gestalt. Eins fügte sich zum anderen: Metallgerippe, zylindrische Form, Vorrichtungen für Höhen- und Seitensteuerung, Gondeln, Motore; aber da die Fachleute an der Festigkeit und Stabilität des Luftschiffes zweifelten, lehnte das Kriegsministerium jede Unterstützung des Unternehmens ab. Nunmehr forderte der Graf in einem Aufruf zur Gründung einer Luftschiffbaugesellschaft auf, den der „Verein deutscher Ingenieure“ warm befürwortete. Zum Bau einer Ballonhalle schenkte der König von Württemberg dem Grafen ein Gelände bei Friedrichshafen am Bodensee.

Im Jahre 1900 war das erste Modell vollendet. Am 2. Juli legte das Luftschiff mit Aluminiumgestänge, zwei steifbefestigten (also nicht schwingenden) Gondeln, die je einen Daimlermotor trugen, innerhalb von 17 Minuten in einer Höhe von 400 Metern die Strecke von 6 Kilometern zurück (Friedrichshafen—Immenstaad). Nach weiteren Probeflügen konnte es am 21. Oktober zum ersten Male nach seinem Ausgangspunkte zurückkehren. Zeppelins Erfindung hatte sich demnach glänzend bewährt. Die Teilung des langgestreckten Ballons in Kammern, die gleichmäßige Verteilung der Last durch zwei getrennte Arbeitsmaschinen und das in vertikaler Richtung tätige Steuer hatten dem Luftschiff die bis dahin größte Eigengeschwindigkeit sowie Steuerbarkeit verliehen. Dennoch fand der Graf erst sieben Jahre später die gewünschte Unterstützung durch das Deutsche Reich. Im Herbst 1907 konnte er bereits acht- bis zwölfstündige Fahrten landeinwärts unternehmen, im Juli 1908 eine solche südwärts in die Schweiz.

Kurz darauf feierte Graf Zeppelin seinen 70. Geburtstag. Längst war er Ehrenbürger von Friedrichshafen und Ehrendoktor der Dresdener Technischen Hochschule. An seinem Ehrentage verliehen ihm auch Konstanz und Stuttgart das Ehrenbürgerrecht, die Universität Tübingen die Würde eines Ehrendoktors der Naturwissenschaften, von den Ordensauszeichnungen ganz zu schweigen.

Da der Bau der Luftschiffe nunmehr finanziell gesichert war, verließ eine dieser Riesenzigarren nach der anderen die gewaltige Werft. Rückschläge, wie der Brand des Zeppelinballons bei Echterdingen (5. August 1908), trugen nur dazu bei, das Band gegenseitigen Vertrauens zwischen dem Erfinder und dem deutschen Volke enger zu knüpfen. Eine sofort eingeleitete Sammlung zum Bau eines neuen „Zeppelins“ erbrachte in wenigen Wochen 6 Millionen Mark. Angesichts der einmütigen Hilfsbereitschaft des deutschen Volkes legte der Erfinder das Bekenntnis ab: „Meine Wehmut ist in stolzes Glücksgefühl gewandelt, und mit gerührtem Dank und freudigster Begeisterung übernehme ich den mir von der Nation gewordenen Auftrag zum Weiterbauen.“ Tatsächlich konnte bereits im Herbst 1908 ein neues Luftschiff vom Stapel laufen, welches die preußische Heeresverwaltung bald danach als „Z. I“ übernahm.

Fahrten nach den verschiedensten Städten Deutschlands, ja selbst nach Kopenhagen und Spitzbergen, verliefen ohne Zwischenfall — bis am 17. Oktober 1913 das erste Marineluftschiff „L. II“, der achtzehnte in Friedrichshafen gebaute Zeppelin, in Berlin-Johannistal, wohin es überführt worden war, einer Explosion zum Opfer fiel, die es vollständig zerstörte; 28 wackere Piloten büßten hierbei ihr Leben ein.

Der Weltkrieg kam, und mit ihm jene Verwendung der Luftschiffe zur Erkundung und zum Bombenabwurf, die im Feindeslande den Namen „Zeppelin“ mit dem Nimbus maßlosen Grauens umwob. Bei Lüttich, Ostende, Paris, Nancy, Warschau, Bukarest, überall unterstützten „Zeppeline“ die Tätigkeit der deutschen Artillerie. Zwei Luftschiffe gingen hierbei zugrunde: „L. 29“ sank bei der Rückkehr von der englischen Küste infolge Motorbeschädigung ins Meer; das andere, „LZ. 77“, fiel bei Revigny hinter den französischen Linien nieder und ward von seinem Führer, Hauptmann Sturm, den es unter sich begrub, in Brand gesteckt. Auch bei einem Luftangriff auf London von seiten mehrerer Luftschiffgeschwader wurden zwei Zeppeline durch englisches Abwehrfeuer vernichtet.

Glücklicherweise hat Graf Zeppelin das Ende des nutzlos geführten Krieges nicht mehr erlebt. Im Februar 1917 ward er in Berlin von einem Darmleiden befallen, dem er trotz gut verlaufener Operation am 8. März im Westsanatorium erlag. Mit den höchsten militärischen Ehren wurde er in der Familiengruft auf dem Pragfriedhofe zu Stuttgart beigesetzt.

Deutschland aber trauerte um einen seiner größten Söhne.

Hat Goethe Schiller getötet?

Wir lesen in der „Literar. Welt“, Verlag Rowohlt, Berlin:

Diesen Titel haben wir natürlich nur aus Sensationsmache über diesen Artikel gesetzt. Nein, Goethe hat Schiller bestimmt nicht getötet. Aber eine im Tatsächlichen sehr ähnliche, freilich im Moralischen grundverschiedene Frage ergibt sich aus einem interessanten Beitrag der „Zeitschrift für medizinische Chemie“ Nr. 10 von dem Chemiker Dr. Kurt Brauer über giftige (arsenhaltige) grüne Farben — nämlich die Frage: War Goethe nicht unwissentlich schuldig an Schillers frühzeitigem Tod? Wir geben im folgenden einen Auszug aus diesem Artikel:

„Kürzlich hat Prof. Lockemann die interessante Frage der Gesundheitsschädlichkeit arsenhaltiger Tapeten behandelt. Im Zusammenhange damit dürfte es nicht unangebracht sein, auf die grünen Tapeten im Wohn- bzw. Sterbezimmer von Friedrich von Schiller in Weimar hin-

zuweisen. Der Dichter liebte besonders grüne Tapeten. Schon in Jena wolle er sich solche gern verschaffen und schrieb deshalb an Goethe:

Jena, den 22. 1. 1796.

„Darf ich Sie mit einem kleinen Auftrag belästigen? Ich wünsche 63 Ellen Tapeten von schöner grüner Farbe und 62 Ellen Einfassung, welche ich ganz Ihrem Geschmack und Ihrer Farbentheorie überlasse usw. Schiller."

Hierauf antwortete Goethe:

Weimar, den 23. 1. 1796.

„— — Die verlangten Papiertapeten, wie Bordüren sind hier fertig nicht zu haben, ich schicke hier Muster von beiden. Wenn usw. könnte ich Montag abends nach Frankfurt schreiben und Sie würden das Verlangte doch ziemlich bald erhalten — Goethe."

Sofort erwiderte Schiller:

Jena, 24. 1. 1796.

„Es tut mir leid, daß meine Tapeten-Angelegenheit mehr als ein paar Worte kosten soll. Da Sie indessen so gütig sein wollen, diese Verzierung an meinem Horizonte zu besorgen, so bitte ich Sie, mir 4 Stück von der grünen Tapete und zwei von Rosenbordüren — — aus Frankfurt kommen zu lassen. — — Schiller."

Nunmehr entledigte sich Goethe am 10. Februar seines Auftrages, indem er Schiller die grünen Tapeten und Rosenbordüren zugehen läßt. Nachdem Schiller dann Ende 1799 nach Weimar übergesiedelt ist und sich in dem bis dahin von der Charlotte Kalb bewohnten Hause (jetzigen Schillerhause) einrichtet, wird sich diese Einrichtung u. a. auch auf die Anbringung der grünen Tapete erstreckt haben, allein die heute vorhandene ist nicht mehr diejenige, welche der Dichter sich zur „Verzierung seines Horizontes" zulegte.

Bereits vor einer Reihe von Jahren, nämlich am 29. September 1904, gelang es meinem Vorgänger Dr. Wackenroder, welcher beauftragt war, die alte echte Schillersche Tapete zu suchen und auf Arsengehalt zu prüfen, bei Untersuchung eines tapezierten Brettes, welches wahrscheinlich früher in Schillers Zimmer an der Wand befestigt war und etwa als Bücherbrett gedient haben mag, die alte Tapete zu finden.

Über diese Untersuchung berichtet Wackenroder in den „Chemischen Nachrichten", herausgegeben vom Chemischen Institut, Kassel, Direktor Wackenroder, Nr. 1, 1905, S. 8 folgendes:

„Dieses Brett trägt als unterste Tapetenschicht (es erweist sich als 3- bis 4mal tapeziert) die echte grüne Schillersche Tapete. Bei der vorgenommenen chemischen Untersuchung der untersten Tapetenschicht fand ich Arsen und Kupfer. Somit war, so wie zu erwarten stand, das Ergebnis der Untersuchung: Schweinfurter Grün, dessen Verwendung für Tapeten wegen der Giftigkeit erst durch Reichsgesetz vom 5. Juli 1887 verboten ist. Ob Schillers andauernde Kränklichkeit und sein früher Tod in Zusammenhang mit grünen Tapeten zu bringen ist — wer wollte das heute noch nach nahezu 100 Jahren feststellen?!"

Hier fehlt leider die zahlenmäßige Angabe über den Arsengehalt der Tapeten. Da es sich allerdings um Schweinfurter Grün handelt, dürfte die Menge doch recht erheblich gewesen sein, weil es sich ja hier nicht bloß um Verunreinigung mit Spuren Arsen, sondern direkt um eine arsenigsaure Verbindung handelt."

Heirat mit dem Doppelgänger.

Angetraut und doch nicht verheiratet. — Eine köstliche Komödie aus unseren Tagen.

Das Leben spielt mit den Menschen wie die Marionettenspieler mit ihren Drahtpuppen. In Budapest lebte Herr von P., ein reicher Fabrikbesitzer, in seliger Harmonie mit sich selbst, denn er war Junggeselle und hatte auch die Absicht, es zu bleiben. Um so überraschter mußte er sein, als eines Morgens der Bureauvorsteher in seinem Kabinett erschien und meldete:

„Herr Direktor, Ihre Frau Gemahlin möchte Sie sprechen."

„Wer?"

„Ihre Frau Gemahlin!"

„Reden Sie keinen Unsinn, ich bin doch gar nicht verheiratet."

„Das habe ich der Dame auch schon gesagt, aber sie hat nur gelacht."

Herr v. P. dachte einen Augenblick nach, dann ließ er die seltsame Fremde zu sich bitten. Herein trat eine hocheleganțe, entzückend gewachsene und bildhübsche junge Frau, was Herr v. P. als kenntnisreicher Junggeselle sofort mit einem Blick feststellte. Diese Dame trat, ohne eine Miene zu verziehen, auf ihn zu und sagte:

„Ich finde es wirklich unglaublich von dir, daß du mich stundenlang im Hotel warten läßt."

Die Frau ist wahnsinnig, dachte er, hier hilft nur rohe Gewalt, und er klingelte, um sie durch sein Personal entfernen zu lassen, aber sie kam ihm zuvor, lief rasch aus der Tür, bestieg unten den wartenden Wagen, fuhr ins Hotel, ging auf ihr Zimmer und erschoß sich — nicht ganz. Der Streifschuß kostete nicht das Leben, aber sie mußte auf einige Zeit ins Lazarett. Dort beeilte man sich natürlich, den Herrn Gemahl umgehend zu verständigen und zu bitten, auf dem schnellsten Wege ans Krankenlager seiner Frau zu eilen. Herr v. P. hing den Hörer an und dachte nicht dergleichen zu tun. Kaum war er jedoch in seiner Wohnung angekommen, als ihm der Diener einen Herrn meldete. Es war — sein Schwiegervater!

Nun bekam es Herr v. P. doch mit der Wut und verbat sich ganz ernergisch diesen Unfug, mußte aber zu seinem Erstaunen in dem ihm vorgelegten Trauschein nachlesen, daß er vor einigen Tagen in Mailand mit einer ihm völlig Unbekannten die Ehe eingegangen war. Seine Augen wurden immer größer und er fiel fast vom Stuhl, als der Alte auf seine Frage:

„Erkennen Sie mich als Ihren Schwiegersohn wieder?" mit dem Kopf nickte und sagte:

„Ohne Frage, du bist es!"

„Wenn ich aber beweisen kann, daß ich Budapest seit Wochen nicht verlassen habe?"

Der Alte schüttelte nur den Kopf.

Doch da jede Komödie mal ein Ende haben muß, dämmerte Herrn v. P. bald, daß nur sein Vetter K., der ihm zum Verwechseln ähnlich sieht, seine Rolle gespielt haben konnte. Und so klärte sich dann die Sache rasch auf. Der Vetter hatte das junge Mädchen samt ihrem Vater (oder soll man umgekehrt sagen?) in Venedig kennen gelernt und bald darauf geheiratet. Er gab sich als Fabrikbesitzer v. P. aus Budapest aus, und ward dem Schwiegervater von gemeinsamen Bekannten infolge der unbeschreiblichen Ähnlichkeit als solcher bestätigt. Weshalb der alte Herr keine Bedenken trug, ihm die Tochter samt Mitgift auszuhändigen. Das Paar begab sich auf Reisen und langte schon am dritten Tage in Budapest an. Hier wollte der Gatte nur rasch mal der Ordnung halber in die Fabrik fahren und gleich wieder zurück zu sein. Wer aber nicht wiederkam, sondern mit der Mitgift durchbrannte, war der Gemahl, der eigentlich keiner war. Als die junge Frau, ungeduldig geworden, selbst herausfuhr, fand sie ihren Mann, der nicht ihr Gatte war, vor, aber der konnte sie nicht anerkennen, da er ja seine Frau, die nicht seine Gattin war, nicht kannte. Deshalb ereignete sich oben geschilderter Auftritt.

Auf Wunsch des alten Vaters erklärte sich Herr v. P. bereit, im Krankenhaus so lange die Rolle des Gatten zu spielen, bis die junge Frau wieder genesen sei. Hierbei verliebte er sich in sie, und als der gute Vetter aus Paris, wo er seine Geld verjubelt hatte, einen Erpresserbrief schrieb und mit einem Skandal drohte, ging er hin und erschoß sich auch — nicht ganz. Der Streifschuß kostete zwar nicht das Leben, aber nun muß auch er das Bett hüten. Doch man darf nicht nur hoffen, man weiß sogar, daß die Ehe mit dem Vetter bald geschieden oder als ungültig erklärt wird, damit Herr v. P. endlich seine Frau, die gar nicht seine Frau ist, zum Altar führen kann. Eubert.

Bunte Chronik

* **Feuerwerksnüsse.** An den Früchten des in Westindien und Südamerika einheimischen Acajoubaumes, den sogenannten Acajounüssen, kann man eine ganz eigenartige Erscheinung beobachten. In den lückenförmigen Mittelschicht-Zellen der Acajounüsse ist nämlich ein balsamähnliches Öl enthalten, das seiner blasenziehenden Wirkung wegen früher auch in der Medizin verwendet wurde. Außerdem besitzt das Öl aber auch die Eigenschaft, daß es hell brennt. Bringt man nun eine Acajounuß in die Nähe einer offenen Flamme, so wird durch die Erwärmung die Luft unter der Fruchtschale ausgedehnt, und die Folge hiervon ist, daß das Öl aus der Schale herausgepreßt wird. Im Augenblick aber, wenn es an die Luft und nahe an das Feuer gelangt, brennt es auch schon, so daß die Nuß wirklich aussieht, als ob aus ihr ein kleines Feuerwerk herausbrenne. Man nennt deshalb die Acajounüsse auch „Feuerwerksnüsse".

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.